

THEOLOGISCHE REVUE

119. Jahrgang
– Oktober 2023 –

Lebensabschnittspartner? Identität, Glaubensbiografien und kirchliche Lebensformen im Umbruch, hg. v. Dominik ABEL / Dominique-Marcel KOSACK / Anna REINHARDT. – Würzburg: Echter 2022. 166 S. (Erfurter Theologische Schriften, 54), kt. € 16,00 ISBN: 978-3-429-05646-9

Identität ist alles andere als ein starres Konstrukt. Identität beschreibt einen offenen Anspruch, einen laufenden Prozess, eine beständige Aufgabe. Oder anders: „Wer ich bin, ist dynamisch“ (1). Unser Ich befindet sich in einem steten Wandel, ist bleibend von Um- und Abbrüchen geprägt. Selbst unsere persönliche Glaubensbiografie wie christliche Lebensgestaltung zeugen davon. Fluidität und Transformation konfrontieren so vermeintlich Statisches und Unverrückbares – und provozieren damit kritische Rückfragen an verbreitete Idealbilder einer gänzlich unbeirrbareren Glaubens- wie Lebenspraxis. Für *Dominik Abel*, *Dominique-Marcel Kosack* und *Anna Reinhardt* besteht für die aktuelle Forschung daher mehr denn je die Notwendigkeit, „theologische Deutungen fluider Biografien und Glaubenspraktiken zu entwickeln“ (1). Einer solchen Stoßrichtung will sich auch ihr Sammelbd. *Lebensabschnittspartner? Identität, Glaubensbiografien und kirchliche Lebensformen im Umbruch* verschrieben wissen.

Das im Echter Verlag in der Reihe der Erfurter Theol. Schriften erschienene Buch stellt das Ergebnis einer zweitägigen Konferenz dar, die unter dem gleichen Titel am 8./9. November 2019 gemeinsam von den Hg.:innen im Erfurter Augustinerkloster veranstaltet worden ist. Auf 166 S. umfasst der Bd. acht Beiträge. Diese sind ihrerseits in drei Abschnitte gegliedert, wobei deren auffällige Bezeichnung in den Texten selbst leider keine weitere Erläuterung findet: „[ich*]?“ – „[ich*] glaube“ – „[ich*] verspreche“. Ausgehend von der Entfaltung eines dynamisch-kontingenten Verständnisses des Selbst im ersten Teil will die vorgelegte Publikation sowohl der Frage nach dessen Bedeutung für unser Verhältnis zum eigenen Glauben nachspüren als auch seine Implikationen für die konkrete Gestaltung heutiger Lebensformen reflektieren.

Insofern folgen auf die Einleitung der Hg.:innen (1–5) mit Hinweisen zum Anliegen sowie der Struktur des Buches drei Beiträge, die sich mit dem Begriff der Identität befassen und trotz ihrer jeweiligen Akzentuierungen doch alle eine ähnliche Grundannahme teilen: Identität als ein flexibles Konstrukt zu begreifen, schaffe ein Bewusstsein für das Veränderliche, ja bisweilen Unbestimmbare des Person-Seins, ohne damit aber seine personale Einheit zu negieren. Demnach geht es den Vf.:innen nicht darum, das Konzept von Identität zurückzuweisen, sondern es als Einheit „in und trotz Differenz“ (8) mit der Theol. ins Gespräch zu bringen. *Stefan Walser* (7–29) streicht diesen Gedanken im Anschluss an die Arbeiten von Jürgen Straub, Charles Taylor und Paul Ricoeur heraus und hebt im Zuge dessen auf den Ansatz einer „narrativ-konstruktiven Identität“ (27) ab, die für ihn jenes

Fundament darstellt, um „Kohärenz in Fragmentarität“ (24) zu denken. Narrativität gilt somit als ein Instrument, das bleibend zwischen dem Festen und dem Wandelbaren von Identität vermitteln kann. Kosack (31–54) teilt im Ausgang von Charles Taylor und Hartmut Rosa diese Annahme einer kontingenten Identität. Aufgrund ihrer situativen Offenheit bleibe sie jedoch zugleich anfällig für Fremdbestimmung; sei sie mit Michel Foucault wesentlich durch „Praktiken der Unterwerfung“ konstituiert. Aber: Für den Vf. behalten diese „Praktiken der Unterwerfung“ nicht das letzte Wort. So könne die befreiende Erfahrung des Christus-Ereignisses immer schon ein Korrektiv bilden, das für eine „Ent-Unterwerfung des Subjekts“ (53) – für eine Abkehr von Fremdbestimmung – stehe. *Viera Pirker* (55–75) ergänzt die Beiträge des ersten Abschnitts durch ihr Nachsinnen über die Implikationen des von Henning Luther geprägten Diktums einer „Identität im Fragment“, um auf dieser Grundlage schließlich eine Aktualisierung seines Entwurfs vorzunehmen. Trotz der Offenheit dieser Metapher warnt die Vf.in ausdrücklich vor ihren Verkürzungen: Durch den Fokus auf das Noch-Nicht verweise das Fragment primär auf unsere Defizite und suggeriere ein Bild von Starrheit und Stillstand. Aus diesem Grund müsse Identität stärker vom Konzept der Fluidität her gedacht werden; bleibe das Selbst folglich stets „bruchsensibel, aber biegsam und veränderungsfähig“ (68). Für die theol. Beschäftigung bedeute dies, individuelle Lebens- und Glaubenswenden nicht länger als Abweichung eines ein für alle Mal festgelegten Entschlusses abzuwerten, sondern sie in ihrer Dynamik ernst zu nehmen.

Im zweiten Abschnitt „[ich*] glaube“ wird das in den ersten drei Beiträgen entfaltete dynamische Identitätsverständnis mit Blick auf die individuelle Glaubensbiografie vertieft. Der von *Barbara Keller* (76–96) vorgelegte Beitrag liefert dazu das empirische Fundament. Anhand eines ausgewählten Fallbeispiels illustriert die Vf.in recht anschaulich das, was Heinz Streib auf der Basis von James Fowlers „Stufen des Glaubens“ in seinem „Modell der religiösen Stile“ theoretisch entworfen hat. Anders als Fowler nimmt Streib allerdings keine lineare Entwicklung unserer religiösen Identität entlang eines vorgegebenen Stufenplans an. Vielmehr wandle sich unser religiöses Selbst stets „multidimensional, multidirektional“ (81). Dass dieses fluide Verständnis religiöser Identität bislang jedoch kaum Eingang in systematisch-theol. Überlegungen findet, weist *Veronika Hoffmann* (97–111) nach. Als Referenzpunkt dienen der Vf.in einschlägige Lexikonartikel zum Stichwort „Glaube“ aus dem 20. und 21. Jh. Diese zeigen: Glaube wird als Gewissheit bestimmt; immer wieder mit Konzepten wie Stabilität und Verlässlichkeit in Verbindung gebracht. Vom Glauben als bleibende Suchbewegung – als Teil persönlicher Identitätsarbeit – hingegen ist in diesem Zusammenhang so gut wie keine Rede. Eine deutlich höhere Sensibilität für diesen flexiblen Identitätsbegriff besitzt nach *Stephan Winter* (113–126) die liturgische Praxis. Ausgehend von Wilhelm Schapp und seiner Annahme unseres biografischen Verstrickt-Seins in pluralen Geschichten betont der Vf. die Bedeutung eines breiten rituellen Repertoires, wie es sich seit dem II. Vatikanum besonders für die christliche Initiationspraxis abzeichne. Insofern antworte die Liturgie mit ihrem Angebot bereits auf die Pluralität biografischer Verläufe, habe sich in Zukunft aber auch darauf einzulassen, die damit verbundene individuelle Vielfalt eben „nicht nur irgendwie zu berücksichtigen, sondern sich *neu von ihr her zu verstehen*“ (124).

Den Abschluss dieses kleinen Bd.s bildet der dritte Abschnitt mit dem Titel „[ich*] verspreche“, der nach der Bedeutung des fluiden Identitätsverständnisses für konkrete Lebensformen fragt. *Annegret Reese-Schnitker* (127–151) wendet sich in ihrem Beitrag etwa Single-Biografien zu. Entscheidend für die Beschäftigung mit diesen sei ein Bewusstsein um deren hohe Diversität. Daher

werde man der Lebensform nicht gerecht, wo man sie als bloße Übergangsphase deutet; sie nur von ihrer potentiellen Überwindung her versteht. Oder anders: „Singles sind nicht defizitär!“ (149) Vom Reichtum der vielfältigen Gestaltungsformen und ihrem spezifischen Eigenwert zeugen z. B. die von der Vf.in vorgestellten Ergebnisse ihrer empirischen Erhebung zur Religiosität von Single-Frauen. Abschließend denkt *Fidelis Ruppert* (153–163) in biografischen Notizen über seine Erfahrungen als ordinierter Ordensmann nach. Sein größtes Augenmerk gilt dabei der *stabilitas*, d. h. der Bedeutung des „(Dran-)Bleibens“, welches er selbst als anhaltende Herausforderung und lebenslangen Wachstumsprozess begreift.

Insgesamt will der rez. Sammelbd. ausgehend vom „Phänomen dynamischer Identität“ den theol. „Konsequenzen für Glaube und religiöse Lebensgestaltung“ (1) nachspüren – selbst wenn die Frage nach dem *Lebensabschnittspartner* im Titel zunächst anderes erwarten lässt. Wie nämlich die Hg.:innen diesen Begriff innerhalb ihres Gesamtentwurfs verorten, bleibt für Leser:innen weitgehend im Dunkeln: Von welchem Partner ist hier die Rede? Welcher Abschnitt soll in den Blick kommen? Daneben verwundert auch die im Untertitel verankerte Bezugnahme auf die *kirchlichen* – und nicht etwa christlichen – *Lebensformen*. Innerhalb der Theol. hat Franz Gmainer-Pranzl schon vor Jahren die Notwendigkeit einer Unterscheidung zwischen kirchlichen Ämtern und christlichen Lebensformen herausgestrichen.¹ Das zeigt schon die Debatte über Single-Frauen: Nicht jede Lebensform realisiert sich in einer festen kirchlichen bzw. sakramentalen Gestalt. Daneben stößt aber auch die enge Bindung von (ordinierten) Ämtern an eine spezifische Lebensform heute auf berechtigte Kritik. Dass Partnerschaft und Familie als die verbreitetsten Lebensformen im dritten Abschnitt keine eigenständige Beschäftigung erfahren, ist für das Projekt sowohl aus konzeptionellen als auch aus inhaltlichen Gründen bedauerlich. Gerade angesichts der Beziehung mit einem Du sind wir beständig vor die Aufgabe gestellt, mit diesen (oft ungleichen) Dynamiken von Identität im konkreten Miteinander umzugehen. Darüber hinaus könnte nach deren Bedeutung für das kath. Eheverständnis gefragt werden: Lässt sich die kirchliche Ehe- und Familienlehre überhaupt mit einer solchen Fluidität vereinbaren? Inwiefern ist diese offen für unsere Fragilität? Bereits an diesen Rückfragen wird deutlich: Mit ihrem Bd. leisten die Hg.:innen einen Beitrag in einer Auseinandersetzung, die aufgrund ihrer vielfältigen Implikationen zweifellos noch weitere Vertiefung erfahren muss.

Über die Autorin:

Stephanie Höllinger, Dr.in, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Moraltheologie der Katholisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (stephanie.hoellinger@uni-mainz.de)

¹ Vgl. bspw. Franz GMAINER-PRANZL: „Alleine leben – andere begleiten. Anspruch und Wirklichkeit eines alternativen christlichen Weges“, in: *Alleine leben – mit anderen sein. Ein christlicher Lebensentwurf*, hg. v. Franz GMAINER-PRANZL, Würzburg 2011, 43–90, bes. 60–62.